



III. Das Gedicht des Prudentius gegen Symmachus

Buch I



Ich glaubte ich, daß unsere Stadt, die noch vor kurzem am Übel des Heidentums krank lag, den alten Krankheitsstoff endlich überwunden habe. Da kam das Übel von neuem und suchte die Gesundheit unserer Bürger zu vernichten. Ich muß daher die Hilfe des Kaisers anrufen, denn er allein kann es verhindern, daß Rom nicht in dem alten heidnischen Schlamm erstickt und daß die Toga

unserer Vornehmen nicht vom Qualm der Altäre und vom Blut der Opfertiere beschmutzt wird. Der gewaltige Herrscher Theodosius, der Vater unserer Kaiser (Arkadius und Honorius), hat also nicht verboten, an die vielgestaltigen Götter der alten Zeit zu glauben und die Kraft der Elemente als allgewaltiges Wesen zu verehren, die doch nur eine Schöpfung des allmächtigen Gottes ist? Und dieser Fürst hat sein Reich weithin ausgebreitet, um seinen Nachkommen das Glück und Heil zu gewähren, welches in den Worten eines alten Weisen ausgesprochen ist: „Dann wird der Staat glücklich sein, wenn die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige sind.“ Unser Staat hat

aber einen Weisen als Herrscher erlangt, der Recht und Gesetz herrschen läßt, so daß das römische Gemeinwesen unter ihm blüht. Deshalb füge man sich dem Herrn und gehorche ihm, der befohlen hat, daß der alte Irrtum und Aberglauben verschwinden soll und daß man an keinen andern Gott glaube, als an den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde.

Oder ist es möglich, zu glauben, daß der alte Saturn die Latiner besser beherrscht hat? Wie lauten doch die Weisungen, die er den ungebildeten und rohen Menschen gab? „Ich bin ein Gott und komme zu euch als Flüchtling! Gebt mir eine Zuflucht, rettet den Alten vor der Wildheit seines grausamen Sohnes, der ihn vom Throne gestürzt hat! Als Flüchtling und Verbannter will ich mich hier verbergen und ich gebe eurer Gegend und eurem Volke den lateinischen Namen. Ein krummes Messer will ich euch schmieden, um damit die Reben zu beschneiden, und saturnische Mauern will ich am Ufer des Flusses aufrichten. Ihr aber sollet meinen Hain und die mir gesetzten Altäre verehren, denn ich stamme vom Himmel her.“ So sprach er zu den Vorfahren, und von ihm stammen die alten Götter Roms ab, an welche das Volk so lange glaubte.

Nach ihm herrschte sein noch schlechterer Sohn Jupiter, der Bewohner des waldigen Olympos. Dieser gab sich damit ab, die lazedämonischen Frauen zu verführen, indem er der einen als gefälliger Stier nahte und eine andere als süß singender Schwan betörte. Zu einer dritten ließ er sich, da er keinen andern Zugang hatte, als reicher Liebhaber in einem goldenen Regen hinab. Und dann schickte er seinen Adler durch die Lüfte und ließ den unglücklichen Ganymed als Geliebten zu sich holen.

Und diese Zeiten hat man dann als das goldene Zeitalter angesehen, und man hat geglaubt, daß Jupiter, wenn er wollte, sich in einen Stier, einen Adler oder Schwan, oder auch in einen goldenen Regen verwandeln könne! Das war doch nur möglich bei der rohen Torheit der damaligen Menschen, die sich nur mit Viehzucht und Jagd abgaben und deren Geist noch unberührt war von der hehren Vernunft!

Und bald darauf folgte ein noch verderbteres Zeitalter, welches die derben Leute des Landes mit den Lastern bekanntmachte. Noch wußten sie nichts vom Stehlen, aber das brachte ihnen Merkur, der Sohn der Maja, bei, den man jetzt noch als großen Gott verehren will, trotzdem er der Lehrer der Diebeskunst war. Und man berichtet, daß er, bekannt mit der abscheulichen Zauberei Theßaliens, mit Hilfe seines Zauberstabes sowohl Tote wieder lebendig gemacht wie lebende Menschen dem Tode und dem finstern Chaos geweiht habe. Und diesen Zauberer erhöhte die rohe Vorzeit zum Gotte, indem man glaubte, daß er sich durch die Lüfte schwingen und mit seinen Flügelschuhen die saufenden Winde an Schnelligkeit übertreffen könne.

Dann kam der unzüchtige Priapus, der unsittliche Herkules, der trunkene Bacchus mit seiner rohen und unslätigen Sippe, der die Dirne Ariadne sogar in den Himmel versetzte. Von ähnlicher Art waren die Urahnen Roms, die ja auch angeblich dem Himmel entstammten und auf ihre Stadt die Ehre einer Halbgöttin übertrugen. Mars wurde von der Liebe zu Rhea Silvia ergriffen, und Venus liebte den troischen Anchises. Und wenn Rhea im Schilfe des Tiber ihre Unschuld verlor, so war es ja nicht schwer, zu sagen, ein Gott habe sich der Priesterin erbarmt.

Das sind die alten Götter, deren Tempel in der Stadt unzählig wurden. Da man an ihnen festhielt, so wurzelte sich der Aberglaube immer mehr ein, indem der Knabe schon in der zartesten Jugend die Äußerungen solchen Unfugs sah, daran Gefallen fand und bald selbst sich daran beteiligte. Und welche Menge von Bildsäulen hat man schließlich in Rom göttlich verehrt! Allerhand Abenteurer aus der Fremde nahmen an dieser Ehre teil, die später, als der Gebrauch ganz fest war, auch dem Augustus wurde: er erhielt Priester und Altäre, Kälber und Schafe wurden ihm geopfert, und ein Senatsbeschuß widmete ihm einen Tempel als einem anderen Jupiter.

Sogar die Livia erhielt ein Heiligtum, und sie wurde als Juno verehrt, trotzdem Augustus sie ihrem Gatten geradezu von der Seite gerissen hatte. Ist es da ein Wunder, daß man später dem Antinous, dem schönen Ganymed des göttlichen Hadrian, die Ehre eines Gottes

erwies? Und unter den Auspizien solcher Götter haben Titus, Nerva, Trajan und Alexander Severus ihre Kriege zur Ausbreitung des Reiches geführt!

Indes damit begnügte man sich noch nicht, schließlich hielt man alles, was im Wasser und auf der Erde bedeutend erscheint, für Gottheiten. So setzte man den Hügeln und Meeresströmungen, den Flüssen und Feuersäulen stumme Statuen und schrieb menschliche Namen darauf. Das große Meer nannte man Neptun, die Flüsse hießen meerblaue Nymphen, die Wälder Dryaden, die einsamen Gebirge Bergtalnymphen. Das Feuer, das uns zu vielfachem Nutzen untertan ist, wurde Vulkan genannt und zu göttlicher Macht erhoben; Tempel wurden ihm geweiht, und das äolische Lipara und den Ätna hielt man für seine Werkstätten. Ferner suchte man die Himmlischen in den Gestirnen und wagte die Sonne für einen Gott zu halten, die doch eine bestimmte Bahn für ihren jährlichen Lauf angewiesen erhalten hat und festen Gesetzen unterliegt.

Das alles wäre aber noch zu ertragen. Wie soll es jedoch möglich sein, daß die Geister der Hölle zu Göttern werden, wie Proserpina, welche in die höllische Burg Plutos geraubt wurde und dort als Herrin der Eumeniden ihr Haupt aus der stygischen Höhle hervorstreckte? Oder was soll man zu den furchtbaren Opfern des Todes sagen, für den sich der unglückliche Gladiator hinschlachten läßt? Sie kommen nur der Unterwelt und ihren grausamen Mächten zugute. Solche Irrtümer haben die Stadt Rom in dicke Finsternis eingehüllt, durch welche die helle Klarheit des wirklichen Lichtes verschleiert wurde.

Das erkannte schon der Kaiser Theodosius, und er hat daher zu der Stadt also gesprochen: „Lege dein trauriges Gewand ab, du treue Mutter der Völker! Wohl erglänzeest du in der reichen Beute, die dir durch die Besiegung der Welt zufiel, und stolz erhebst du dein Haupt, das von Goldglanz umflossen ist. Aber dickes Gewölk hat sich auf der Höhe deines Hauptes niedergelassen, und bleifarbenes Licht tötet den Glanz deines Schmuckes aus Edelsteinen. Dein herrliches Stirnband wird verdunkelt vom trüben Tag, schwere Dünste hüllen dein Antlitz ein.

„Erhebe dein Haupt vielmehr hoch in die reinen Lüfte empor und lasse Wolken und Dünste tief unter deinen Füßen zurück. Denn alles Irdische ist dir untertan nach Gottes Bestimmung, mit dessen Willen du den Erdkreis beherrscht, und du darfst als Königin nicht mit gesenktem Blick zu Boden sehen und nach der Herrschaft über das Niedere trachten. Ich dulde es nicht, daß du unter meiner Regierung an dem alten Irrtum festhängst und vergängliche Bildwerke mit göttlichen Ehren bedenkst.

„Denn alle deine Götterstatuen fallen schneller Vernichtung anheim. Weder die Erde soll dir Gott sein, noch ein himmlisches Gestirn, weder das weite Weltmeer, noch die Unterwelt mit ihrer grauenvollen Finsternis. Dies alles und was du sonst noch als Götter verehrt hast, überlasse dem ungebildeten Aberglauben der Barbaren, denen jeder Gegenstand heilig erscheint, vor dem ihre Angst zurückschreckt. Für dich, die Weltbeherrscherin, paßt solcher Aberglaube nicht mehr, den rohe Völker erdacht haben.

„Du mußt dich ans Kreuz halten, unter dessen Zeichen schon Konstantin seinen gewaltigen Feind Maxentius besiegte, als dieser ihm an der milvischen Brücke einen Hinterhalt bereitet hatte. Hoch wehte damals die goldgestickte Kreuzesfahne, Christus selbst hatte sie geweiht und hatte sein Zeichen auf die Helme und Schilder der Streiter gedrückt. Nachdem solches geschehen ist, so hüte dich, Herrin der Welt, an die alten Vorzeichen und Gespenster zu glauben und die Macht des wahren Gottes zu verachten!

„Lasse ab von den kindischen Festen der alten Götter, von der lächerlichen Verehrung und den Opfern, denn alles das ist deiner großen Stellung unwürdig. Befiehl, daß man die buntbemalten Marmorbilder abwasche, und lasse die Werke der großen Künstler in reiner Schönheit prangen, auf daß sie unserem Vaterlande zur Zierde gereichen und nicht, durch häßliche Farben entstellt, ein Spottbild der Kunst sind.“

Diese goldenen Worte wirkten Wunder. Rom wandte sich ab von dem alten Irrtum, es schämte sich seines Alters und der verlorenen Jahre und bereute es, so lange den nichtigen Göttern gedient

zu haben. Und bald blickte man mit Schmerz auf die Tausende von Märtyrergräbern, tiefe Scham empfand man über die schmachvolle Ungerechtigkeit vergangener Zeiten, und der Ruf nach Sühne erkönte überall.

Wahrlich, der Lorbeerkranz des siegreichen Marius, der den gefangenen Jugurtha im Triumph einherführte, und der Ruhm Ciceros, der die Verschwörung Katilinas aufdeckte, war weniger wert für die Stadt als die Sorge des frommen Kaisers für den Sieg der Wahrheit. Dieser hat nicht einen, sondern viele Katilinas unschädlich gemacht, die freilich nicht mit Feuer und Schwert dem Vaterlande gefährlich wurden, sondern dadurch, daß sie die Menschenseelen in Hölle und Verderben stürzen wollten. Und viel Kämpfe waren erst zu bestehen, denn die Feinde des neuen Glaubens zogen umher in den Tempeln und in den Häusern, auf dem Forum und auf dem Kapitol, um mit ihrem Schlangengifte das Volk zu verderben.

Da konnte man sehen, wie die berühmtesten Geschlechter des Reiches sich in der Freude zusammenfanden, daß sie das schneeweiße Gewand des christlichen Glaubens anlegten und die alten Priestergewänder auszogen. Froh wandten sich mehrere Patrizier zum Gotteshause der Nazarener und zur apostolischen Taufe. Und das einmal gegebene Beispiel wirkte, sechshundert Familien vornehmen Standes traten nach und nach zur Wahrheit über, so daß man heute nur noch wenige Sonderlinge findet, die fest an den abergläubischen Gebräuchen der Vorzeit hängen.

Ebenso hat sich fast das ganze gewöhnliche Volk bekehrt, so daß man nicht zweifeln kann, daß die Stadt Rom seitdem christlich geworden ist. Der gütige Theodosius aber hat bei der Zuerkennung öffentlicher Ehren weder Christen noch Heiden unterschieden, denn auch dir, o Symmachus, der du fast allein von den Vornehmen für den Kultus der alten Götter eintrittst, hat er das Konsulat und die goldberandete Toga verliehen. Du bist ja das Haupt und die Zierde der römischen Beredsamkeit, selbst Cicero würde dir weichen müssen, und ewig strahlenden Goldglanzes wäre dein beredter Mund würdig, wenn er sich zum Lobe des wahren Gottes erheben wollte.

Aber du glaubst noch an die alten Göttergespenster, und du gleichst dem, der mit elfenbeinerner Harke den schmutzigen Boden umwühlen und das schlammige Schilf mit goldener Hacke aus dem Sumpfboden roden will. Glaube jedoch nicht, daß ich mich mit dir etwa messen will! Meine geringen Fähigkeiten können mit deiner Rednergabe nicht in Wettstreit treten.

Ich habe das Wort nur zum Schutze unserer Religion ergriffen, die eigene Brust will ich schützen und mit vorgehaltenem Schild das auf mich abgesendete Geschloß abwehren. Niemand wird es mir verdenken, daß ich selbst zu den Waffen greife, wenn unser Glaube, der in ruhiger Sicherheit dahinlebte, plötzlich einen heftigen Angriff erfährt.

Buch II

Bis jetzt habe ich die Ursachen des alten Aberglaubens aufgedeckt, nun will ich darangehen, die einzelnen Vorwürfe zu entkräften, welche der große Redner gegen die christliche Lehre erhoben hat.

Den beiden Kaisern, den Waffenherrn, die unter den Augen des Vaters im Kriegslager herangewachsen waren, wagte der schlaue Symmachus die Worte entgegenzuhalten: „Wenn es euch am Herzen liegt, den Sieg bei euren Feldzeichen zu erhalten, so gebet der Viktoria Tempel und Standbild als der Göttin zurück!“ Die kaiserlichen Herren antworteten darauf: „Wir wissen, o vortrefflicher Redner, wie teuer der Sieg den Tapferen ist. Aber unser Vater hat uns schon als Knaben beigebracht, wie er errungen wird; diesen Unterricht empfangen wir schon in früher Jugend.“

„Weder Altäre noch Opfer können den Sieg herbeirufen, wohl aber verleihen ihn unablässige Anstrengung, Tapferkeit, Beharrlichkeit, Mut, Kraft und stete Fürsorge; wenn den Kämpfenden diese Eigenschaften fehlen, so werden sie nie den Sieg erringen, mag auch im Marmortempel die Viktoria ein großes Standbild von Gold haben, das seine schimmernden Flügel weithin ausbreitet. Wie? Die Soldaten sollen ihr Heil in der Gestalt eines Weibes sehen und ihrer eignen

Kraft mißtrauen? Noch niemals hat eine eisenstarrende Legion die geflügelte Jungfrau gesehen, welche die Geschosse trotziger Männer lenkte.

„Wer ist die Herrin, die den Sieg verleiht? Die Rechte des Mannes und der allmächtige Gott, aber nicht eine Jungfrau mit schön gekämmtem Haar und bloßen Füßen und hochgebundenen Brüsten. Wer hat denn ein solches Bildwerk erfunden? Doch nur die menschliche Phantasie, die sich in der Dichtkunst, in der Malerei und im Aberglauben äußert! Also, Homer und Apelles und Numa schufen das Götterbild.

„O du heidnische Torheit, wenn du dich der Leichtgläubigkeit schämst, dann höre auf, unkörperliche Dinge durch menschliche Glieder darstellen zu wollen; höre auf, den Rücken eines Menschen mit Federn zu bekleiden, denn ein Weib fliegt doch nicht als Vogel davon, und ein gewaltiger Adler wird niemals eine Göttin! Aber willst du, o Rom, dich selbst ehren, so hänge deine Kriegstrophäen auf, sammle die Kronen der von dir getötenen Fürsten und zerbrich die Bilder der falschen Götter, dann wird dir nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel der Sieg gewahrt bleiben.“

So sprachen die Herren, Symmachus aber führte die Gewohnheit der Väter dagegen ins Feld: es gebe nichts Schöneres für die Menschen, als die eingewurzelte Sitte; die Menschen im einzelnen wie ganze Völker ließen sich durch Gesetz und geheiligten Gebrauch bestimmen. Wie die Kinder, meinte er, durch ihre Geburt verschieden werden an Seele und Geist, so gesellt sich den Städten, sobald ihre Mauern emporsteigen, ihr Fatum und ihr Genius zu.

Und von welch ehrwürdigem Alter sei Rom, schneeweiß seien seine Haare und tiefgefurcht seine Stirn, mit klagender Stimme fordere es jetzt seine alten Götter zurück. „Ich bin frei“, sagte die Stadt, „und ich will nach meiner Art leben! Wer wagt es, mir meine Jahre vorzuwerfen? Wir alle leben unter derselben Sonne und atmen dieselbe Luft, aber verschieden sind unsere Bestrebungen wie unsere Götter, und doch gehen wir auf dasselbe Ziel zu; so lasse man jedem Volk seine Sitte.“

Auf diese großartigen und kunstvollen Worte antwortet der Glaube ganz allein, der am besten das Tor zur Wahrheit öffnet. Denn wenn es sich um göttliche Dinge handelt und von dem Schöpfer die Rede ist, welcher weder Anfang noch Ende hat, und welcher älter als das Chaos ist, so müssen wir eingestehen, daß unser Geist zu klein ist, ihn zu erfassen. Unser ganzes Wesen ist zu unbedeutend, die Geheimnisse des allmächtigen Gottes zu erschauen und zu durchdringen.

Hier hilft der Glaube allein, Gott zu begreifen, der uns nicht nur die gegenwärtigen Güter schenkt, sondern auch versprochen hat, daß wir nicht nach der kurzen Spanne, da wir das Licht der Welt sehen, in ein Nichts eingehen. Den Geber eines solchen Geschenke soll man nach seiner Gabe beurteilen: er, der Ewige, verheißt Ewiges, der Vergängliche kann nur Vergängliches schenken.

Alles, was der Zeit unterworfen ist und ein Ende hat, ist in seinem kurzen Bestehen nichtig und unwürdig des ewigen Spenders, dessen besondere Machtfülle es ist, niemals aufzuhören und dem Menschen Unvergängliches zu geben. Denn wenn uns Gott etwas Schlechtes und Niedriges gewährte, so würde er ja armselig und schwach sein und nicht allmächtig, er würde der nichtige Schatten eines machtvollen Waltens sein.

Und daher meint der Glaube oder zweifelt vielmehr nicht daran, daß er der wahre Gott ist, der uns hoffen läßt, daß wir ein ewiges Leben haben. Er sagt: „Wenn ihr den Himmel erlangen wollet, so werfet alle irdischen Sorgen von euch. Denn wie weit der Himmel von der Erde entfernt ist, so weit ist euer irdisches Leben von dem ewigen entfernt, das ich versprochen habe. Was dem Tode unterworfen ist, das fliehet; was seiner Beschaffenheit nach den Reim des Verderbens in sich trägt und altert, das haltet für nichts, weil es in das Nichts zurückkehrt. Ich habe zwar alles, was auf der Erde und in der Welt ist, geschaffen und meiner Schöpfung Schmuck verliehen und den Samen des Schönen in sie gesenkt. Aber dem Menschen habe ich gewisse Schranken gesetzt, über die hinaus er sich nicht wagen darf. Er soll sich nicht dem Irdischen ergeben, vielmehr seine

Lust besiegen und mit aller Macht sich den harten Weg der Tugend erkämpfen und meine Gebote halten."

Da Gott solches verheißen, welcher verständige und tüchtige Mensch soll da noch glauben, daß unser Körper höher stehe als die Hoffnung auf ein ewiges Leben? Wenn das Leben mit dem Körper sein Ende hätte und vom Menschen nichts mehr zurückbliebe, nachdem sich das Grab über ihm geschlossen, was für eine Bedeutung hätte dann noch Gott, der Herr des Himmels und der Erde Schöpfer, welche Gewalt über uns hätten wir dann noch zu fürchten? In alle Laster und Verbrechen könnten wir uns dann ungestraft hineinstürzen, denn das Recht kann gebogen und der irdische Richter leicht bestochen werden.

Aber was soll dies Gerede? Gott hat ja gesagt, daß unsere Werke nach dem Tode nicht untergehen werden: „Die Seele des Menschen wird nicht sterben, sondern in Ewigkeit büßen für alle Missetat auf Erden. Die ganze Natur will ich in Flammen einhüllen, und wenn sie mit der Geschwindigkeit des Sturmes dahinfliehen wollte. Die Menschen können meine Macht deutlich am Samen der Pflanzen erkennen, der nach dem Tode der Pflanze lebendig bleibt. Alles verdorrt, was vorher in Blüte stand, und der tote Samen treibt, wenn er wieder der Erde anvertraut wird und gewissermaßen in seinem Grabe liegt, frische Reime hervor. Welcher Künstler vermöchte solches, welche innere Kraft wäre dies zu tun imstande?

„Ich bin der Mächtige, der Herr des Erzeugens und Wachsens. Alles Dürre umkleide ich wieder in der alten Form mit Laub und Blumen. Und dasselbe will ich beim Menschen tun, wenn ich ihn aus seiner Asche wieder in der früheren Gestalt auferwecke; dann wird er gemäß seinem Verdienst Qualen erdulden oder der Herrlichkeit des Himmels teilhaftig werden.

„Der Mensch aber soll, solange er auf Erden weilt, in Ehrfurcht und mit Gebet seines Schöpfers gedenken. Denn derselbe, der den Hauch der Seele geschaffen, hat auch den Körper gemacht, und kein anderer Gott gab den Menschen Ähren und Getreide, kein anderer gibt ihnen Most aus der Kelter, kein anderer läßt der Traube

den Purpursaft entquellen. Ich bin es, welcher am grünen Ölbaum die Oliven hervorgehen läßt, die ihr der Gunst der griechischen Pallas zuschreibt. Ich bin es, welcher den Gebärenden die schweren Stunden schickt. Nach meinem Gesetz freuen sich die Menschen, in wechselseitigem Bunde Nachkommenschaft zu erzeugen, und blicken froh auf ihre Kinder.

„Aber ihr habt das heilige Feuer durch unkeusche Liebe unrein gemacht und beschöniget eure Vergehen mit dem nichtigen Schatten der Venus. Ich allein beherrsche die Elemente und werde bei der gewaltigen Anstrengung nicht müde wie ein Schwächling oder ein Kranker. Unendliches Licht strömt von mir aus, und unsagbar ist mein Alter, bei der Beherrschung der Welt bedarf ich nicht des Dieners, des Gehilfen oder des Teilhabers.

„Ich allein kenne die Engelscharen, die meine Rechte erschuf, ich allein kenne ihre Natur und ihren Dienst. Ihr Menschen aber dichtetet mir tausendfältige Gottheiten an, die meiner Macht gehorchen sollten. Ihr habt das getan, um mich durch die Teilung zu verkleinern, der ich doch nicht durch einen Teil oder ein Glied vermindert werden kann.

„Denn mein Wesen ist Einheit und diese läßt keine Teile zu, nur die geschaffenen Dinge unterliegen der Teilung. Mich aber hat niemand geschaffen, so daß ich zerlegt werden könnte. Und denket nicht etwa, daß das ein Teil von mir ist, daß ich die Welt aus nichts geschaffen. Also, ihr Menschen, mir allein bauet Tempel! Doch ich will kein Haus aus Stein, ich verschmähe den weißen Marmor aus Paros, den gelben von Karthago, den grünen von Lazedämon, den gefleckten von Synna und den roten aus Ägypten. Eure Seele sei mein Tempel, aufgebaut durch den Glauben, durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Scham. Und dieser Tempel ist nicht neu, denn meine Herrlichkeit wollte Mensch werden, und das Licht Gottes erleuchtete den Leib einer Jungfrau und suchte sich Wohnung.

„Nämlich rein hatte ich den Menschen geschaffen, nach oben sollte er sehen, alle seine Sinne auf mich richten und sein Haupt dem Himmel zukehren. Aber er blickte nach dem Boden und trachtete nach den Gütern dieser Erde, er vertrieb meinen Geist aus seiner Brust.

So mußte ich ihn wiedergewinnen, und mein Geist kam auf die Erde und ward Fleisch und gab den Menschen das Beispiel der Tugend. Durch solche Wandlung konnte ich den Menschen wieder zu mir heranziehen und für mich erwärmen."

Wie nimmst du wohl diese Worte Gottes auf, Symmachus? Du wählst die alten Götter? Ist das eines Weisen und deines Geistes würdig? Du sagst: „Mir gilt die alte Sitte mehr als der Weg der Gerechtigkeit, mehr als die vom Himmel geoffenbarte Frömmigkeit, mehr als der wahre Glaube.“ Gut, wenn es also notwendig ist, das zu verehren, was in der Jugendzeit der Welt Sitte war, so wollen wir die ganze Zeit bis zum Anfang zurückwälzen und alles das wieder ablegen, was die späteren Zeiten an Fortschritt gebracht haben.

Im Anfang gab es keine Bauern, die das Land bearbeiteten; was soll also noch Pflug und Harke? Wir können uns viel leichter mit Eicheln sättigen, und das Eisen mag wieder zum Klumpen werden, um dann als Metallader in die Erde zurückzukehren. Kleider gaben früher die Tierfelle, und eine kalte Höhle gewährte den Menschen Wohnung: so wollen wir uns denn in Felle hüllen und wieder Höhlenmenschen werden. Die ganze Wildheit früherer Zeiten wollen wir wieder annehmen, als man nämlich die alten Väter von der Brücke hinabstürzte, als die Stadt vom Geschrei geopferter Kinder widerhallte und man sein Haus noch mit Schilf deckte. Wie hat sich Rom seit den Zeiten des Quirinus nicht in seinen Heiligtümern, in seinen Gesetzen, in Waffen und Schmuck verändert!

Langsam nimmt das Alter des Menschen zu und mit den Jahren wächst sein Verstand; so ist die ewige Ordnung für unser Geschlecht: in der Kindheit kriecht der Mensch, des Knaben Sinn und Schritt sind noch nicht fest geworden, heiß rollt das Blut in den Adern der Jugend, doch es kommt der verständige Sinn des reifen Mannesalters, und der Greis hat die höchste Klugheit erreicht, aber sein Körper beginnt zu verfallen.

Zwischen diesen Gegensätzen bewegt sich das ganze menschliche Leben, das in seiner ersten Jugend zart war und bildsam für allerhand Künste, bis es überschäumte in der jugendlichen Glut. Doch

seine Leidenschaften haben sich gesetzt, und jetzt ist es Zeit, daß es nach der Weise des Alters verständig werde, nach dem Göttlichen verlange und das Heil erstrebe.

Wenn indes das Alte so viel Wert hat und alte Sitte so erstrebenswert ist, so steht doch ein Beispiel in alten Büchern, daß schon zur Zeit der großen Wasserflut oder noch früher nur ein Gott verehrt worden ist. Da wir jedoch von römischen Kulte[n] sprechen, so erinnere ich nur daran, daß das Volk, welches von Sektor abstammte, nicht viele Götter verehrt und nur wenig Heiligtümer und Altäre gehabt hat. Erst nach der Eroberung fremder Städte und Reiche zogen die Götter scharenweise nach Rom: dies Götterbild raubte man bei dem Untergang des zweimeerigen Korinths, jenes nahm man aus der Beute bei der Verbrennung von Athen mit, den hundsköpfigen Gott brachte die Besiegung Kleopatras nach Rom, den widderköpfigen die Einnahme der Oase Ammons.

Sobald Rom den Triumphwagen eines siegreichen Feldherrn anstaunte, erhielt es auch einen neuen Altar und eine neue Gottheit. Und da diese Götter aus der Fremde kamen, so verdrängten sie die heimischen, und es ist also gänzlich unangemessen, daß Symmachus und seine Partei sich nach den altheimischen Göttern zurückseht.

Der große Redner sagt ferner, man müsse der Stadt ihren Genius lassen, denn alle Völker und alle Städte besäßen ein Fatum oder einen Genius, wie wir Menschen unsre Seele.

Ich möchte aber vor allem wissen, was dieser Genius ist, was er vermag und woher er stammt, was er bedeutet und welche Aufgabe er hat. Unter der Seele nämlich verstehe ich den Lebenshauch, der dem Blute seine Bewegung und Wärme gibt, so daß es die Glieder durchweilt und wieder zum Herzen kommt, die kühlen Stellen erwärmt und alles Trockene befeuchtet.

So beherrscht und leitet den Menschen ein lebendiger Geist, den du irrig mit deinem angeblichen Genius vergleichst, der weder war noch ist. Vielmehr herrscht in unserm Körper der lebendige Geist als oberste Klugheit: sie veranlaßt die Elenden und Kranken, sich eine Zuflucht zu suchen, sie gibt Schutz vor Gefahren, sie fördert den

Menschen, sie treibt ihn zur Erlernung von allerhand Fertigkeiten und Künsten, sie gibt dem Menschen ein, welchem Herrn er sich anzuvertrauen habe, an welchen Gott er glauben müsse.

Sage mir nur, wann hat sich denn dein angeblicher Genius mit der Stadt Rom verbunden? Ist er etwa aus den Zihen der Wölfin mit herausgefloßen und hat die Zwillinge ernährt, während er selbst erst entstand? Oder ist er als unklarer Schatten mit jenen Adlern durch die Lüfte geflogen und hat von den Wolken her plötzlich Gestalt angenommen?

Wo hat er seinen Sitz? Etwa auf den Dachfirsten oder im Innern der Räume oder in den Gräben des Lagers? Für jeden klugen Menschen ist das alles lächerlich. Aber wir wollen annehmen, es gäbe einen Geist oder eine Seele der Stadt, durch welche der Staat sein Geschick erhielte und Leben empfinde. Warum ist denn da nichts beständig geblieben? Die Stadt müßte dann doch gegen 700 Jahre in fortwährendem Irrtum befangen gewesen sein, sie hätte stets an der rechten Staatsform gezweifelt.

Zuerst herrschte das Königtum mit beratendem Beistand der Alten, dann waren es die Vornehmen aus patrizischem Stande. Später wurden die Plebejer zu den Ämtern zugelassen, die Patrizier behielten das Konsulat, die Plebs vertraute auf ihre Tribunen. Bald kamen die Dezemviren mit den Abzeichen der höchsten Würde, um wieder den Konsuln Platz zu machen. Zuletzt maßten sich die Triumviren ihre blutige Herrschaft an.

So lange irrte das Fatum oder der Genius oder der Geist der Stadt von einer Staatsform zur andern, bis es ihm gelang, das Rechte zu finden, und den Augustus mit dem Diadem schmückte, ihn Vater des Vaterlandes und Lenker des Volkes und Senates nannte, und ihn zum Oberfeldherrn, Diktator und Zensor erhob. Wenn er nun so oft hin und her schwankte, warum zögert er jetzt, den wahren Glauben anzuerkennen? Aber nein, er zögert ja gar nicht, denn Rom hat sich zu Christus bekehrt und die alten Götter verworfen. Unter Rom verstehe ich nämlich die Männer von Rom, sie sind der Geist der Stadt und nicht jener Genius.

Und warum spricht ihr immer nur von einem Genius? Ihr leget doch den Toren, den Häusern, den Thermen und Ställen je einen Genius bei, und viele tausend kommen so zusammen, da ja nicht ein Winkel der Stadt frei von seinem Genius ist. Und dann glaubt ihr mit ähnlicher Torheit, daß alle Häuser ihr Fatum haben und daß jede Mauer das Geschick habe, welches ihr bei ihrer Erbauung von den Sternen verliehen sei, und daß sie zur anfänglich bestimmten Stunde zusammenstürzen müsse, da sie dem Geschick nicht entrinnen könne.

Endlich sagt man, daß keine Tat der Menschen und kein Vorfall in der Welt sich ereigne, ohne daß ein Geschick dabei tätig sei. Wer an solches glaubt, der sage mir, warum das bekannte Gesetz gerade auf zwölf Tafeln geschrieben wurde, oder warum das Gesetz die Übeltäter mit Strafe bedroht, da sie doch vom eisernen Schicksal auf die unvermeidliche Bahn des Verbrechens geführt werden.

Ja, das Schicksal soll auch die Menschen dazu zwingen, gerade das Verbotene zu wollen. Nun, wenn ihr noch einige Scham habt, laßet euer Schwert wieder stumpf werden, hebet eure Gesetze auf, welche die Schuldlosen bestrafen; öffnet euer Gefängnis, denn das Fatum zwang ja diejenigen zum Verbrechen, die dort schmachten! Wenn das Schicksal herrscht, dann gibt es keine Schuld.

Aber stets ist der schuldig, welcher das zu tun wagt, was unerlaubt ist; durch seinen freien Willen hat er unrecht getan. Und wer an das Fatum glaubt, der soll wissen, daß Gott allmächtig ist. An ihn wendet euch, sein unendliches Licht ruft euch, den Schöpfer zu erkennen!

Aber, so sagen die Feinde des Glaubens, die vielen Götter haben Rom zur Größe verholfen und deshalb werden sie von der Stadt hoch geehrt. Nun wohl, du kriegerisches Rom, sage mir, welche Macht dir Europa und Afrika in die Hände gab! Jupiter erlaubte, daß du in Kreta herrschest, Pallas tat dasselbe in Argos, Apollo in Delphi. Isis verließ die Ägypter, Venus die Rhodier, Diana gab dir Ephesus, Mars das Hebrusgebiet. Bacchus verließ Theben, und sogar Juno erlaubte es, daß die Nachkommen der Troer über ihr Afrika herrschen.

Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

Sind nicht vielmehr diese ganzen Gebiete durch die Treulosigkeit ihrer Götter gefallen und ihre Tempel zerstört? Und solchen Göttern vertraut man? Nein, Rom ist groß geworden durch die Tapferkeit seiner Bürger. Wo waren in allen den großen Schlachten, welche Rom gewonnen hat, die Götter ihrer Feinde? Und ich dulde es nicht, daß man von diesen Heldentaten klein spricht.

Denn wer da sagt, daß Rom durch die Hilfe der Venus groß geworden sei, der setzt die Tapferkeit der siegreichen Legionen herab; und der verkleinert den Ruhm unserer alten Helden, wie Fabricius, Curius, Drusus und Camillus, wer zu sagen wagt, daß Brennus, Antiochus, Perseus, Pyrrhus und Mithridates von der Flora und Matuta, von der Ceres und Larentina besiegt worden seien.

Freilich, das sind alles Glücksfälle für die römischen Waffen gewesen. Warum half aber der Rabe Apollon, der doch dem Corvinus einst beistand, den Römern nicht auch an dem Unglückstage von Cannä, als der Consul selbst auf einem Haufen von Erschlagenen getödet wurde? Warum sagte keiner der Götter an der Cremera die Niederlage der Fabier voraus, als an jenem Tage dreihundert Männer aus jenem edlen Geschlecht ums Leben kamen und kaum einer übrig blieb? Warum hat bei Carrhä keine Eule der Pallas die Anwesenheit der Göttin verkündet?

Ich will dir sagen, o Rom, wer deine Kriege so oft mit Sieg gekrönt hat und durch weissen Unterstützung dein Ruhm so groß wurde, daß du die ganze Welt im Zügel hältst. Die an Sprache und Sitte verschiedenartigen Völker hat Gott unter ein Reich bringen wollen, auf daß die Liebe zur wahren Religion in den Herzen der äußerlich vereinten Menschen um so leichter erstehen sollte.

Denn Gott wird allein in der Eintracht erkannt, und da in allen Ländern des Erdkreises der Krieg wüthete, so beabsichtigte Gott, um diese Wut zu stillen, alle Völker unter dasselbe Gesetz zu beugen. Alle Völker wurden zu Römern am Rhein und an der Donau, am goldreichen Tajo wie am Ebro und am Po, am Ganges wie am mündungsreichen Nil. Alle diese weiten Völkercharen sind durch dasselbe Gesetz verbunden, und derselbe Name vereint sie.

So lebt man jetzt in den vielgestaltigen Teilen, als ob eine und dieselbe Stadt als gemeinsames Vaterland alle Völker umschlösse: die Menschen, welche durch weite Länderstrecken und durch gewaltige Meere getrennt werden, kommen nun zu einem und demselben Forum; Handel und Künste und Vermischung durch die Ehe verbinden sie zu einem Ganzen. Und der Endzweck dieser Vereinigung war der, daß als Christus erschien, ihm der Weg geebnet sein sollte.

So hast du, Allmächtiger, endlich deinen Einzug in das große Reich gehalten, und der Erdkreis hat Christus erfaßt, dessen Glauben Rom und der Weltfriede in einträchtigem Bunde aufrechterhalten. Denn den Frieden weiß Rom zu schirmen, und die Stadt ist nicht gealtert, sie greift mit kräftigem Arm zu den Waffen, wenn es gilt, in den Kampf zu eilen. Auch bittet Rom nicht mit so ungläublichem Munde seine Kaiser, wie jetzt der vornehme Senator und große Redner es tat, der das bedeutende Ansehen seiner Persönlichkeit dazu mißbrauchte und wie ein Schauspieler seine Worte aus der Maske entfendet.

Rom würde sich jetzt schämen, über den Verlust seiner Tempel zu klagen und noch zu glauben, daß es einst mit Hilfe der Aegis über seine Feinde gesiegt habe. Wenn es sprechen könnte, so würde es zu den beiden Kaisern folgende Worte reden: „Heil euch, ihr Fürsten, Söhne eines unbefiegten Vaters, unter dessen Regierung ich wieder jung geworden bin und mein graues Haupt mit einem blonden vertauscht habe. Jetzt erst gebührt meinen Jahren die wirkliche Ehrerbietung, jetzt erst kann ich ehrwürdig und das Haupt der Welt heißen, da ich den Helm und seinen rötlichen Busch mit dem Ölzweige bedecke und das Wehrgehent mit Kränzen umwinde und in Waffen Gott anbede, ohne eine große Sünde zu begehen.

„Denn früher hat mich Jupiter zu schändlichem Tun überredet, nämlich das Schwert, das sonst nur im Kriege gebraucht wurde, zur Tötung von Christen zu benutzen und mich mit dem Blute der Gerechten zu beflecken. Nero fing damit an, indem er, als er die Mutter getötet, Apostelblut vergoß; mit offener Wut raste Decius gegen die Christen, und viele andere Fürsten folgten, nachdem einmal

der Durst nach diesem unschuldigen Blute entbrannt war. Davon hat mich eure Regierung, o Fürsten, endlich befreit, fromm kann ich auf eure Veranlassung leben, während ich unter der Herrschaft des Jupiter gottlos gelebt habe und nicht wußte, was ich tat.

„Wohl erinnern mich jetzt die Feinde Christi daran, daß der punische Hannibal vom kollinischen Tore durch Jupiter und Mars abgehalten und daß die Gallier aus dem Kapitol in die Flucht geschlagen seien, während oben auf dem Hügel die Götter selbst am Kampfe teilnahmen. Wer mir das aber vorwirft, der soll sehen, daß mir unter eurer Regierung nichts dergleichen geschehen kann: jetzt pocht kein Barbar mit seinem Schild an meine Tore und kein fremdes Heer plündert die Stadt.

„Wohl haben es kürzlich die Goten versucht, Italien zu verwüsten, und sie hatten geschworen, meine Burg dem Boden gleichzumachen und meine herrlichen Gebäude zu verbrennen. Schon waren sie brennend und sengend durch die Gebiete der Veneter, Ligurer und Tusker gezogen, da brach sich ihre verderbliche Gewalt an unserer Kraft und Todesverachtung, denn unser Heer stand unter dem christgläubigen kaiserlichen Jüngling Honorius und seinem großen Genossen Stilicho. Nachdem man vorher in der Kirche gebetet und auf der Stirn das Kreuzeszeichen gemacht, da erklang die Drommete zur Schlacht, und die Barbaren, die dreißig Jahre für Pannonien eine schreckliche Qual gewesen waren, wurden besiegt, ja vernichtet. Zu Haufen liegen die Leichen der Feinde aufgetürmt, und noch die späte Nachwelt wird sich über die Gebeine wundern, die auf den Feldern von Pollentia bleichen.

„Wenn ich aber einst, nachdem ich mich aus den Sünden der Gallier befreit hatte, mein Haupt aus der Asche wieder erheben und nach der Rückkehr des Camillus die verlorenen Feldzeichen wieder gewinnen konnte, wenn ich es vermochte, die furchtbaren Ruinen wieder mit Blumen zu schmücken und die schwankenden Mauertürme mit Lorbeer zu zieren, wie soll ich dich, o Kaiser, empfangen, und welche Blumen soll ich dir streuen, mit welchen Kränzen soll ich meine Säle schmücken, da ich durch deine Kraft unberührt geblieben

bin von dem gotischen Kriegssturm und nur davon habe erzählen hören?

„Besteige den Triumphwagen und laß dich von Christus hierher geleiten, das ganze Volk mag an der Freude teilnehmen. Denn wir haben anders gesiegt als damals über Hannibal: als dieser die Tore der Stadt erzittern gemacht hatte, wandte er sich fort, und in dem üppigen Gebiet von Bajae schwand seinem Heere die Kraft durch den Lurus dahin. Stilicho aber trat dem Feinde entgegen und hat ihn in offener Feldschlacht besiegt und damit das Vaterland gerettet.

„Wie soll ich dich, den Sieger, schmücken und preisen? Eine Bildsäule wäre zu gewöhnlich für ein solches Verdienst, sie dauert zu kurze Zeit. Denn Erz und Gold und Silber verlieren ihren Glanz und verfallen. Lebendiger Ruhm gebührt dir, o Fürst, lebendiger Dank kommt dir zu! Und so geselle dich, o Herr des Erdkreises, zu Christus, als dessen Genosse du mein Reich zum Himmel führest. Und laß dich nicht durch die Stimme des großen Redners verführen, der eine hohe Miene annimmt und den Untergang der alten Opfer beweint und unserem Glauben schaden will. In der Stadt und am Hofe mögen allein Christus und der Friede des Herrn herrschen.“

Solche Worte würde die Stadt sprechen, sie würde die beiden Kaiser unbedingt abmahnen, den Bitten des Symmachus zu folgen. Aber dieser hat sich noch nicht beruhigt, mit weiteren Einwänden ist er zur Hand. Er sagt: „Viele Wege führen zur Gottheit, aber alle diese verschiedenen Pfade vereinigen sich am Ende. Gehören doch auch Himmel und Erde, Wind, Meer und Wolken uns allen gemeinsam, ob wir nun an den alten Göttern hängen oder uns zu Christus gewendet haben.“

Wohl, ich gebe zu, daß Luft und Sternenschein, Meer, Land und Regen allen Menschen zugute kommen. Der Gerechte und Ungerechte wohnen in demselben Himmelsstrich, der Gottlose und der Fromme atmen dieselbe Luft, die Wolke regnet über das Land des Räubers wie über das Gut des rechtschaffenen Bauern, das Meer läßt den Seeräuber wie den Kaufmann auf seinem Rücken fahren.

Die Natur unterscheidet kein Verdienst, sie dient dem Menschen, aber sie urteilt nicht über ihn; das überläßt sie Gott.

Solange die Elemente in ihrer Ordnung bleiben, wird die Natur die Fülle ihrer Gaben über die Menschen streuen. Und auch die Tiere trinken aus unsern Quellen, derselbe Tau benetzt mein Saatgefilde und das Gras, das der Esel abweidet, in unsern Flüssen schwimmt das schmutzige Schwein, und dieselbe Luft wie wir atmet der Hund und das Wild. Aber der Römer unterscheidet sich vom Barbaren wie der Mensch vom Tier, wie der Christ vom Heiden. Also gleiche Luft und gleiches Klima bedingen nicht die gleiche Religion, sie wirken nur auf das Körperliche, aber nicht auf das Geistig-sittliche ein.

Wie ja auch dieselbe Sonne über alle Gegenden zugleich scheint und die Dächer der herrlichsten Paläste wie die schmutzigen Hütten erleuchtet, und mit ihren Strahlen ebenso die Marmorsäulen des Kapitols wie die dunklen Ritzen des Kerkers trifft. Aber die dunklen Hütten sind doch nicht dasselbe, was die glänzenden Königsburgen darstellen, und diejenigen, welche zu Gespenstern beten, sind nicht zu vergleichen mit den Gläubigen, welche den allmächtigen Gott verehren und ihm den Tempel ihres Herzens weihen.

Der Weg zum Heil ist nur ein einziger und kennt keine Nebenspade, obwohl sich uns im Leben stets zwei Wege eröffnen. Der eine führt zu Gott, der andere teilt sich in so viel Pfade, als es Götter gibt. Und die Verehrung von Isis und Serapis, vom großschwänzigen Affen und vom Krokodil ist genau dasselbe wie das Anbeten der Juno, der Laverna und des Priapus, nur daß jene in Aegypten und diese in Italien verehrt werden.

Außerdem gibt es aber noch einen Abweg, den diejenigen betreten, welche an gar keinen Gott glauben und alles dem Zufall überlassen. Der Weg zu Gott ist einfach und in seinen Anfängen rauh und dornig, dann aber schön, während auf dem andern Wege der Teufel Führer ist und ihn in viele Pfade je nach dem Irrglauben zerteilt, dem der Mensch anhängt. Wohl ist auf diesem Wege anfänglich manches schön, aber er führt schließlich ins Unglück und in

den Pfuhl der Hölle. Darum weicht von uns, ihr Heiden! Wir, die wir das Volk Gottes sind, haben keine Gemeinschaft mit euch. Hebt euch hinweg und laßt euch vom Teufel in die Finsternis der Hölle geleiten; wir wollen zu Gott halten, denn unter seiner Führung erwartet uns das Licht und die Gnade des Himmels.

Ich wende mich zu dem letzten Vorwurfe, den Symmachus gegen die Christen geschleudert hat. Weil man nämlich dem Altare der Pallas sein Getreide und den vestalischen Jungfrauen ihren staatlichen Unterhalt entzogen habe und die Feuer der Vesta deshalb ausgelöscht seien, habe Mißwachs und Hungersnot das Reich getroffen.

Von solch einem Unglück ist aber doch gar nichts bekannt geworden. Der Nil bewässert nach wie vor das ägyptische Land, niemand hat gemeldet, daß die Gegend von Memphis sich mit Staub bedeckt habe und daß die fruchtbare Erde von Pelusium ausgetrocknet sei. Der libysche Landmann bestellt wie früher seine Felder und schickt den Ertrag nach Rom; ebenso senden Sizilien und Sardinien ihre Schiffsladungen mit Getreide. Kein Römer kommt hungrig zum Zirkus, und die Mühlen am Janiculus mahlen nach wie vor, der Getreidemarkt zu Rom ist vollauf versehen.

Wenn auch ein Jahr weniger fruchtbar als das andere ist, so liegt das in der Natur der Dinge begründet, und es ist noch früher so gewesen, bevor die Pallas und Vesta verehrt wurden. Die Natur ist in ihren Elementen vielfachen Abweichungen ausgesetzt, und wir sehen oft deutlich die Ursachen für allerhand Mißwachs. So unterliegt auch unser Körper den verschiedenartigsten Krankheiten, denn die Welt ist mit diesem gleichzustellen, und stets waren die Jahre in ihren Erträgen verschieden.

Wenn aber der Mißwachs aus jenen angeblichen Gründen eintrat, warum sucht er da nicht allein die Äcker der Christen heim, die ja an allem schuld sein sollen? Wer bescheiden, wie wir, lebt, bedarf überhaupt keiner allzu reichlichen Ernte, über die wir uns nur aus dem Grunde freuen, weil dann das Getreide billig wird.

Glücklich ist aber nur derjenige, welcher neben seinem Lande auch den Acker seiner Seele bebaut und dies nach Christi Gebot tut.

Die Schätze, die der Christ hierbei sammelt, sind unvergänglich. Übrigens auch unsere Jungfrauen haben ihren Lohn, nämlich Scham und Züchtigkeit; sie sind aus freiem Willen keusch, während die vestalischen Jungfrauen in früher Jugend, wo sie noch keinen freien Willen haben, zur Keuschheit gezwungen werden.

Unberührt bleibt zwar ihr Körper, aber nicht ihr Sinn, denn sie denken doch stets an die ihnen später erlaubte Ehe. Solange sie noch die priesterliche Binde tragen, werden sie im Prunkwagen zum Zirkus gefahren, um dort die rohen Gladiatorenkämpfe anzusehen. Das ist ihre Wonne, und stets stimmen sie dort für den Tod des Besiegten.

Mögest du, o Kaiser, diesen rohen Vergnügungen des Zirkus überhaupt ein Ende machen! Dein Vater hat nur die Tieropfer untersagt, du aber verbiete auch das grausame Töten der unglücklichen Menschen! Die Arena kann sich mit Tierkämpfen begnügen. Dann wird das mächtige und von Schuld befreite Rom dir auch in der Frömmigkeit folgen, wie es gewöhnt ist, mit dir in den Krieg zu ziehen.

